

en mit  
nicht zu  
n Um-  
en."  
dlegen-  
m We-  
einem  
em auf  
ginnen,  
d von  
n iter  
ugleich  
ad die

ackerei  
wenn  
euliche  
Lehr-  
arten  
ünden  
Billig-  
e und  
schliche  
ährend  
ihnen  
Stipen-  
en be-  
laube,  
treber,  
klingt  
en ge-  
dieser  
fahren  
ien.

(ich-  
)

stischen  
des  
ungen  
zielt.  
o statt  
n auf  
seine  
besten  
e ver-  
ered-  
affen,  
itische  
tamm,  
habe,  
oder  
sepen,  
unter  
Weil  
befühl  
bens-  
fieni-  
übel  
Doch  
nden.  
B.

bitten  
ünde



Nr. 41.

Erscheint Sonnabends  
und ist in der Post-Zeitungspreisliste  
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 12. Juli.

Abonnementspreis  
bei der Post oder im Buchhandel  
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Staatsraison. Eine Skizze. Von Eduard Engel (Berlin). — Adolf Bastian. Von Dr. Ths. Kellis. — Die Rosenindustrie in Bulgarien. Von Mercator. — Eherreichliche Grenzwanderungen. Von Wolfgang Kirchbach. I. — Max Müllers Todesphantasien. Von Dr. Alfred Gotthold Reyer. — Das Uebliche vor Gericht. Von J. M. — Kleine Kritik.

## Staatsraison.

Eine Skizze.

Von

Eduard Engel (Berlin).

Lucie, möchtest Du wohl nachsehen, ob der Börsen-  
kurier aus Berlin noch immer nicht da ist?"  
„Gewiß, gleich, lieber Karl,“ und die Frau  
des Geheimen Kommerzienrats Vollmer, ehemaligen Gruben-  
direktors, jetzt mehrfachen Verwaltungsrats bei verschiedenen  
rheinischen Kohlenbergwerken und Hütten, erhob sich vom Früh-  
stückstisch und ging ins Vorzimmer, um den Briefkasten an  
der Korridorhür zu leeren. Der Herr Geheimen Kommerzien-  
rat blieb ruhig sitzen und aß mit gutem Appetit weiter. Er  
war es gewöhnt, daß andere für ihn aufstanden und er sitzen  
blieb, und er hatte diese seine Weltordnung auch zur Haus-  
ordnung gemacht. Lucie hatte nie eine andere gekannt, seitdem  
der reiche Mann sie, die ehemalige arme Lehrerin an der  
städtischen höheren Töchterschule des niederrheinischen Städt-  
chens E., zu seiner Frau gemacht. Man hatte sie allgemein  
um die großartige Partie beneidet und nie begriffen, was der,  
damals allerdings noch nicht Geheimen, Kommerzienrat an diesem  
zarten Persönchen mit den aschblonden Haaren und den furcht-  
samen wasserblauen Augen Besonderes gefunden. Sah man sie auch  
nach ihrer jetzt zwölfjährigen Ehe notwendig als seine recht-  
mäßige Frau und ihren elfjährigen Knaben Richard als ihr  
rechtmäßiges Kind an — die Geheimen Kommerzienrätin ließ  
niemand an ihr gelten, und höchstens in Gegenwart ihres all-  
mächtigen Gatten bekam sie gelegentlich jenen ehrfurchtgebieten-  
den Titel zu genießen. Sie fand auch das ganz in der Ord-  
nung; ihr genügte es, die Frau seines Hauses zu sein, und  
selbst diese Ehre machte ihr Herz nur selten vor Befriedigung  
höher schlagen. Sie war glücklich, wenn sie ihren prächtigen  
Knaben bei sich hatte; sie begnügte sich mit ihrer Mutterschaft.

In der zärtlichen Freude an ihrem einzigen Kinde begegnete  
sie sich mit ihrem Gatten; das war das einzige, was sie wirk-  
lich Gemeinsames besaßen. Für Richard war auch der Ge-  
heime Kommerzienrat fähig zuweilen aufzustehen. In ihm sah  
er die zukünftige Verkörperung eines noch höheren Zieles als  
des von ihm selber erreichten. Richard sollte sich nicht mit  
solchen Allverweltspösten wie Grubendirektor oder Verwaltungs-  
rat begnügen. Ein Krupp, ein Borfig, ein Gruson sollte aus  
ihm werden; der Generalgewaltige der ganzen rheinischen Hüt-  
tenindustrie, das Haupt eines wo möglich ganz Deutschland  
umfassenden Hüttenringes, der absolute Herrscher im Reiche  
des Eisens und der Kohle! Damit konnte nicht früh genug  
begonnen werden, und so mußte Richard schon jetzt besondere  
Zeichnenstunden nehmen. —

Frau Lucie hatte den Briefkasten geleert; der Börsen-  
kurier war noch nicht gekommen. Da hatte sie im Vorgarten  
einen leichten Kinderschlitt zu hören geglaubt und schnell die  
Thür nach dem Flur geöffnet; sie hatte sich geirrt: es war  
der Laufjunge der „Harmonia,“ der den Konzertzettel in den  
Briefkasten geworfen. Nein, ihr Richard war ja erst vor einer  
halben Stunde zum Zeichenlehrer am Kaiser Wilhelmsplatz  
gegangen, — wie konnte er da schon wieder zurück sein? Vor  
ein Uhr war keine Rede davon.

Sie kehrte zu ihrem Manne ins Frühstückszimmer zurück.

„Na, jetzt fängt auch noch die Post zu bummeln an!“  
rief er ihr unfreundlich entgegen, als er sie ohne den ersehnten  
Börsenkurier in der Thür sah. „Die Bummellei wird jetzt  
allgemein, sonst hätten sie es mit unserm verdammten Gruben-  
streik auch nicht soweit kommen lassen!“

„Wie steht es denn damit?“ fragte Lucie, um irgend-  
etwas zu sagen.

„Schlimmer als je. Heute kann's zum Äußersten kommen,  
— die 187er sollen bis spätestens mittag einrücken, müssen  
also schon hier sein. Weißt Du das denn nicht?“ Und er  
warf einen entrüsteten Blick auf die geduckte Frau, die sich  
mit der Herrichtung seines Frühstückes emsig weiter beschäftigte.

Sie antwortete nur mit einem ganz leisen „Nicht so recht, lieber Karl,“ und dann, um ihn abzulenken: „Wie bist Du mit dem neuen Kaviar zufrieden?“

„Ja Du, der ist famos, das wollte ich Dir schon vorhin sagen; so hübsch hellgrau, nicht schwarz wie Teerseife, wie der vorige. Dieser ist von Schischin, was?“

„Ja, ich habe ihm geschrieben; Du hast es ja gewollt.“

„Soll das etwa ein Vorwurf sein?!“ — Dabei strich er eine breite gehäufte Messerspitze voll auf das dünne Schnittchen englischen Weißbrots und sah selber, während er eine Citronenscheibe drauf träufelte, seine Frau vorwurfsvoll an.

„Ach, Karl, wie Du nur bist! Wie käme ich zu einem Vorwurf?“

„Na ja eben. Ich sehe doch nicht ein, warum ich nicht für mein gutes Geld den besten Kaviar essen soll, der zu haben ist. Schade, daß Du ihn nicht magst. Aber das ist Geschmacksache. — Was kostet dieser denn?“

„Zwölf Mark das Pfund. Ist das nicht ein bißchen viel?“

„Ach was viel!“ erwiderte kauder der Geheime Kommerzienrat, schon sehr befänigt; „der Kaviar war wirklich ausgezeichnet. Auf die paar Mark brauchen wir doch nicht zu sehen. Du kannst Dich immer noch nicht daran gewöhnen, daß wir ein paar Nickel mehr zu verzehren haben als Deine 85 Mark monatliches Lehrgelohn von früher. Wenn wir uns nicht solchen Kaviar bezähmen wollten, wer soll es dann?! Und die Kaviarhändler wollen doch auch leben!“ Er strich und kaute von neuem. — „Leben und leben lassen, was?“

„Gewiß, lieber Karl,“ sagte Lucie mechanisch.

„Und nun reich' mir mal gefälligst die Pastetenbüchse, — nein die andere, die mit der Wachtelpastete.“ — Er sah den Briefträger unter den Fenstern des Erdgeschosses vorübergehen. — „Na, laß nur, ich lange sie mir schon selbst herüber; Du gehst wohl lieber und holst mir den Börsenkurier, sie haben ihn eben gebracht.“

Sie ging und kam schnell mit dem Börsenkurier zurück. Seine Augen glänzten vor Erwartung, und er griff mit zitternder Hast nach dem Blatt, aus dem er sogleich den Kurszettel der gestrigen Berliner Börse herausgriff. Selbst das Frühstück war ein paar Sekunden vergessen; aber auch nicht länger, denn nach einem geübten Überglänzen der geheimnisvollen Zahlenreihen überflog sein ohnehin rötliches Gesicht ein noch dunkleres Purpur innerster Genugthuung, und mit dem Messer tief in die butterweiche Wachtelpastete eindringend, rief er triumphierend seiner Frau über den Tisch zu: „Laura 174<sup>3</sup>/<sub>4</sub>!“

Lucie versuchte zu lächeln, da sie ihn so vergnügt sah. Er merkte dennoch, sie hatte ihn noch nicht vollkommen verstanden, und kam ihr zu Hilfe: „5<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Prozent an einer Börse höher!“ Und er schob die Pastetenscheibe auf die zwischen den Zähnen sich hervorwulstende Zunge. — „Von Borchardt, nicht wahr?“

„Ja, natürlich, ganz wie Du gewünscht hast; sie ist heute früh gekommen, und hier ist die neue Preisliste, die sie beigelegt haben.“

Ein Weilchen schwankte Herr Vollmar, ob er die neue Preisliste von Borchardt in Berlin einer näheren Prüfung unterziehen oder sich am Kurszettel des Börsenkuriers weiter erlaben sollte. Dann legte er die Preisliste neben den Teller, für später; der Kurszettel war einstweilen Sieger geblieben.

„174<sup>3</sup>/<sub>4</sub> bezahlt und Geld, — sicher auf die Nachricht, daß die Regierung endlich Ernst mit dem Gefindel hier machen will. — Und Gelsenkirchen? — 210<sup>1</sup>/<sub>2</sub>, auch keine üble Hausnummer — macht seit gestern —: 200 Stück mal 5<sup>1</sup>/<sub>4</sub> sind 1050 Mark, und 400 mal — na, so ungefähr 4200 Mark seit gestern — gemacht!“

Er wartete nicht ab, was Lucie zu diesem reichen Börsenjagen bemerken möchte, sondern suchte im Kurszettel weiter. Sein Gesicht verfinsterte sich ein wenig: „Ja, ja, die Harpener, es ist doch kein rechter Zug drin, — hätte ich nur nicht —.“ Er griff mißvergnügt nach einer noch vollen Weißweinflasche, schenkte sich ein Glas voll und goß es hastig hinunter. Sein Gesicht verfinsterte sich noch mehr. „Aber Lucie, das ist doch ein bißchen stark!“ und er riß die feingemusterte Serviette zornig aus dem Halskragen und warf sie in äußerstem Weltschmerz auf den Tisch.

„Was hast Du denn, lieber Karl?“ Sie zitterte wie vor einem großen Unglück.

„Jetzt behandelst Du den teuren Yquem von 1875 für 8 Mark so, als ob er irgend so ein lumpiges Rhein- oder Moselweinchen wäre, legst ihn stundenlang in Eis, und nun ist er nicht runterzubringen!“

„Ist denn das nicht recht, lieber Karl?“

Er sah sie mit runden, verwunderten Augen an: „Das soll recht sein?! Yquem auf Eis?! — Na, nu höre mal, Lucie, für so —.“ Er hielt inne; der um Erbarmen flehende Blick der erbleichten Frau hatte ihn noch im letzten Augenblick vor einer plumpen Beleidigung bewahrt. — „Nun merke Dir's aber: all das Zeug von hier herum magst Du meinet halben fühlen, bis es auf dem Gefrierpunkt steht, aber was ein Yquem ist oder überhaupt ein Haute Saunterne oder auch ein Chablis oder ein Barjac, na, kurz, alles weiße Südfranzösische einfach kellerkalt, oder besser eine halbe Stunde in Zimmerwärme, weiter nichts! — Na, dann muß ich mir schon mit dem Bolnay aushelfen.“

Lucie sprang um den breiten Eßtisch herum und stellte ihm die großbauchige Burgunderflasche neben den Teller.

Der Geheime Kommerzienrat blätterte den gewaltigen Kurszettel hin und her, wobei sein Gesicht fortwährend zwischen dunkelroter Freude und blaßroter Entrüstung abwechselte. Messer und Gabel hatte er auf den Teller gelegt und schien an das Essen nicht mehr zu denken; als indessen Lucie auf die elektrische Zimmerklingel drücken wollte, um abräumen zu lassen, fuhr er unwirsch dazwischen: „So warte doch wenigstens, bis ich Dir's sage! Du siehst doch, daß ich noch nicht fertig bin!“ — Dann aber schnell wieder begütigt: „Was sagst Du nun dazu: die Warrants in Glasgow wieder um 1 Schilling und 2 Pence gestiegen! Die Sache kann gut werden!“

„Wirklich?“ sagte Lucie.

„Ja, schau her, 62 Schilling 3 Pence und gestern nur 61 Schilling 1 Penny.“

„Bitte, lieber Karl, wer sind denn diese Warrants in Glasgow eigentlich?“

„Du weißt noch immer nicht, was Warrants sind?! Herrgott von Mannheim, wie oft habe ich es Dir schon erklärt, — aber Du teilst auch in gar nichts meine Interessen!“ — Sein Gesicht zog sich zu so strenger Strenge zusammen, daß sogar sein seitiges Doppelkinn sich nahezu in ein einfaches

verwandelte. „Die Warrants sind — na, Du begreiffst es doch nicht! Auf Eurem Seminar in Wesel hast Du das natürlich nicht gelernt, sondern die ägyptischen und babylonischen Könige.“ setzte er mit ironischem Lächeln hinzu, „und was Du dort nicht gelernt hast, das lernst Du nicht mehr zu. Aber soviel wirst Du wenigstens klein kriegen: Warrants sind das Barometer oder, wenn Du es noch klarer haben willst, das Thermometer für die Montankurse.“ Dabei schaute er sie mit niederdrückender Überlegenheit an.

„Ach so!“ seufzte Frau Lucie.

„Du thust am Ende noch so, als sei es Dir nicht recht, wenn die Montankurse steigen?“

„Ach, lieber Karl, als Du noch Direktor warst und Freude am eigenen Schaffen hattest, da hast Du kaum je von dergleichen gesprochen.“

„Ja, aber ich bin doch gottlob nicht mehr Direktor! Soll man denn sein Leben lang für andere schuften? Das heißt, eigentlich wünschte ich wahrhaftig, ich wäre noch Direktor, wenn auch nur für ein paar Tage, — ich wollte es dem Gefindel schon zeigen, was 'ne Harte ist.“

„Wen meinst Du, lieber Karl? Was für Gefindel?“

„Wen ich meine?! Das fragst Du mich noch?“ Er schob seine Frau mit einem verächtlich mitleidigen Blick förmlich bis in die fernste Ecke des Szimmers.

„Ich habe es ja nicht böse gemeint, lieber Karl.“

„Das fehlte auch noch! — Ich frage Dich, ob man nicht wild werden soll über diese Streikerbande! Gerade jetzt, wo man mal seine Freude hat an dem kräftigen Zug nach oben nach den zweimal sieben mageren Jahren.“

„Ach, bester Karl, wir haben doch zu leben, reichlich, und unser guter Junge wächst so prächtig heran, und — —“

„Ja doch, ja doch; aber wenn man sich so lange für andere abgerackert hat, dann möchte man sich mal gründlich zur Ruhe setzen und zum ruhigen Genuß kommen. Aber lassen einen die Kerle dazu kommen? Ich frage Dich! — Na, heute werden sie's aber spüren! Die 187er sackeln nicht lange. Ihren Hauptmann kenne ich. Die werden es den Angitmeyern und Lämmerschwänzchen in Berlin beweisen, daß es mit der Gemüthlichkeit und Weichlichkeit nichts ist. Weichlicher Arzt macht faule Wunden. Ich hab's vom Landrat gestern im Kasino: rotten sich die Kerls heute wieder auf dem Kaiser-Wilhelmsplatz zusammen und saulenzten dort herum und gehen nicht auseinander und grölen, so wird dazwischen gefeuert und zwar scharf.“

„Um Gottes willen, Karl, das wäre ja schrecklich!“

„Schrecklich? Sehe ich nicht ein. Was soll dabei Schreckliches sein? Das ist eben einfach Staatsraison!“

„Staatsraison?“

„Ja, Staatsraison! Ordnung muß sein, liebes Kind, das hat ja doch wohl selbst in Eurer Mädchenschule gegolten. Auf Ordnung ist die Welt, ist der Staat gegründet, und wenn man der unverschämten Bande nicht mal blank die Zähne zeigt, so sind wir alle keinen Augenblick unseres Lebens sicher.“

Er sah sie mit einem durchdringenden staatsmännischen Blick an, hartnäckig, herausfordernd, so daß sie ihre Angst vor einem Gespräch hierüber bekämpfen mußte und ihm erwiderte: „Du hast doch immer selbst gesagt, die Bergleute sind die ordentlichsten Arbeiter, und uns haben sie noch nie etwas gethan.“

„Hat sich was mit ordentlich! Eine schöne Ordentlichkeit! Ordentlich, solange wie es dauert. Jetzt scheint es damit am Rande zu sein. — Hier kannst Du's lesen, bitte, schwarz auf weiß, eine Depesche im Börsenkurier, wenn Du's mir nicht glaubst. «Die ganze Belegschaft der Grube ‚Deutsches Volksglück‘ hat sich dem Ausstand angeschlossen.» Eine Grube, auf der ich siebzehn Jahre Direktor gewesen bin! Nun frage ich Dich, warum die Kerls sogar da streiken? Alles habe ich für sie gethan: eine Badeanstalt, eine Kleinkinderbewahranstalt, einen Liederkranz, einen gegenseitigen Verein zur Pflege von hilfsbedürftigen Wöchnerinnen habe ich für sie gegründet, und jetzt streikt diese unverschämte, undankbare Bande auch! — Das wird heute 'ne schöne Börse in Berlin werden!“

Der ganze Ernst der Lage war dem Herrn Geheimen Kommerzienrat in die Glieder geschlagen. Erregt sprang er vom Stuhl auf und trottete wie ein zorniger Bär durchs Zimmer mit Schritten, unter denen trotz des dämpfenden geknüpften Smyrnateppichs die Dielen dumpf schütterten. — „Ob ich telegraphiere, er soll verkaufen?“ — Dann mit einem Blick auf die Uhr: „Ach, dazu ist es schon zu spät. — Nein, vielleicht doch nicht, wenn man dringend —. Aber heute ist ja in Berlin auch alles in bodenloser Verschmetterung. — Oder am Ende zutausen? Ja, wenn man wüßte, daß es morgen hier ruhig ist. Aber der Henker mag wissen, wie es in einer Stunde hier aussieht. Es ist zu toll, — man muß es gehen lassen, wie es will.“

Er setzte sich wieder an den Tisch und goß ein Glas von dem dunkelroten Volnay hinunter, ohne abzusetzen. Dann griff er aufs neue nach Messer und Gabel.

„Lucie, sind denn heute keine Kieler Sprotten da?“

„Die sind noch nicht gekommen.“

„Was heißt das: noch nicht gekommen?“

„Ich habe nach Kiel geschrieben, wie Du gewünscht hast; aber sie sind noch nicht gekommen.“

„Wieder so eine Bummelerei! — Na, aber ein bißchen Lachs hast Du ja da; in der Not frißt die Katze auch die kleinen Fische.“ — Dann fiel ihm ein, daß dies Sprichwort einen sehr guten Witz darstelle, und er lachte gurgelnd und fauend in unterbrochenen Stößen.

„Ach, Karl, es ist doch schrecklich!“ sagte Lucie ganz leise.

„Schon wieder mit Deinem Schrecklich! Oder meinst Du, weil die Sprotten aus Kiel noch nicht angekommen sind? Da wären wir endlich einmal einverstanden.“

„Nein, aber daß sie auf die Bergleute schießen wollen, und dabei bleibe ich!“ Sie hatte es mit etwas erhobener Stimme gesagt, und nun erschraf sie über ihren Mutanfall.

(Schluß folgt.)

## Adolf Bastian.

Von

Dr. Ths. Achelis.

Je ruhiger das neu erstandene Deutsche Reich sich seiner überseeischen Besitzungen annimmt und dieselben als wohlerworbene, wenn auch vielleicht erst in fernere Zukunft ergiebige Quellen des nationalen Wohlstandes zu konsolidieren und darum klar abzugrenzen versucht, um so mehr ist es Pflicht, auch der Männer zu gedenken, welche zuerst

die Blicke von dem eigenen, eng begrenzten Horizont hinweg auf die Welt da draußen und somit auf die Entwicklung der menschlichen Gesittung auf den außereuropäischen Kontinenten gelenkt haben. In die Reihe dieser Forscher und Entdecker, deren kulturgeschichtliches Verdienst häufig gegenüber ihren zunächst in die Augen fallenden geographischen Erfolgen vergessen wird, gehört in erster Linie Adolf Bastian, der Altmeister der deutschen Ethnologie, Direktor des hauptsächlich durch seine rastlose Agitation erstandenen großartigen Museums für Völkerkunde in Berlin. Man könnte zweifeln, ob sein Bild als Mensch oder als Gelehrter den Vorzug verdient; so viel ist aber gewiß, daß niemand, der jemals das Glück persönlicher Berührung oder gar längeren Umganges mit diesem seltenen Manne gehabt hat, den Zauber dieser eigenartigen Persönlichkeit vergessen wird. Schon an der Schwelle des Greisenalters stehend (Bastian ist 1826 geboren), merkt man ihm die Last der Jahre so wenig an, daß es einem Neuling schwer fällt, dem überprudelnden Strom seiner geistreichen Unterhaltung in ihren blitzartigen Wendungen und überraschenden Einfällen zu folgen. Ein anderes unbefleckliches Zeugnis für die Rüstigkeit seiner Natur ist übrigens der Umstand, daß er noch im vorigen Sommer, nachdem er so oft und nach so verschiedenen Richtungen unserer Planeten durchkreuzt, abermals den Wanderstab ergriffen hat, um zunächst die centralasiatischen Steppen zu durchforschen und einen weiteren geheimnisvollen Zweck zu genügen, der aber bislang noch nicht klargestellt ist. Doch suchen wir uns zuvor den freilich an äußeren, glänzenden Triumphen armen, dafür aber an wissenschaftlichen Errungenschaften überreichen Lebenslauf unseres schlichten Gelehrten in kurzen Zügen zu vergegenwärtigen.

Bastian ist in der alten Hansestadt Bremen am 26. Juni 1826 geboren als Sohn eines nicht unbegüterten Kaufmannes. Nach Absolvierung seiner Schulzeit besuchte er als Mediziner die Hochschulen Berlin, Jena und Würzburg, während er in Heidelberg juristischen Studien oblag — ein Umstand, der ihm bei der Beurteilung der häufig so verwickelten Rechtsverhältnisse bei manchen Naturvölkern späterhin sehr zu statten kommen sollte — und vollendete dann seine sachmännische Ausbildung als Dr. med. in Prag. Jetzt begann er (im Jahre 1851) mit seinen weltumspannenden Reisen, worin ihm kein anderer der vielen kühnen Entdeckungspioniere unseres Jahrhunderts bislang gleichgekommen ist, zunächst als Schiffsarzt auf einem Segelboot nach Australien, und dann im bunten Zickzack über alle Erdteile hin und her während voller fünfundschwanzig Jahre. Es würde ermüdend sein, wollten wir an dieser Stelle alle die einzelnen Stationen mit statistischer Genauigkeit aufzählen; wir begnügen uns statt dessen, als typisches Bild aller anderen Fahrten die erste auf sieben Jahre sich erstreckende Weltumsegelung hier zu schildern. Von Sydney startete der junge Gelehrte den Goldfeldern einen Besuch ab, um nach einem kurzen Abstecher nach Asien (Philippinen und dem chinesischen Hafen Amoy) wieder Neuseeland aufzusuchen; dann wurde der amerikanische Kontinent durchforscht und zwar in folgenden Etappen: Valparaiso, Lima, Cuzco, Arequipa, Titicacasee, Panama, St. Thomas, Havana, Newyork, Neworleans, Veracruz, Puebla, Hochland von Mexiko, St. Francisco; zurück nach Asien über Hongkong, Singapore, Kalkutta, den Ganges aufwärts, Bombay, über den Persischen Golf nach Bagdad (Ninive), Aleppo, Damaskus, Jerusalem, Toppe, Smyrna, Konstantinopel. Endlich nach einem flüchtigen Besuch Europas in Athen, Triest und Neapel wurde wieder der Kurs nach Afrika genommen, von Alexandrien den Nil aufwärts gefahren nach Oberägypten, über Koseir, Djedda, Mokka, Aden westwärts nach San Salvador, Senegambien und Madeira gesteuert, bis in Lissabon wieder der europäische Boden betreten wurde. Aber statt des nächsten Heimweges wählte Bastian (wie auch später noch häufig) einen möglichst weiten Umweg, nämlich über Spanien, Frankreich, England, Schweden und Rußland, bis er endlich im Jahre 1858 in seiner Heimatstadt wieder eintraf. Diese rastlose Wandererschaft

wiederholte sich, wie schon bemerkt, bis zum Ende der siebenziger Jahre, so daß es den wißbegierigen Forscher auch dann nicht auf die Dauer in Deutschland duldete, als er mit der Verwaltung der Ethnologischen Abteilung der königlichen Museen in Berlin betraut wurde. Daß die Gründung der Afrikanischen Gesellschaft, die an der Erschließung des dunklen Erdteils einen so hervorragenden Anteil hat, nur wesentlich mit auf seine Veranlassung geschehen konnte, ebenso wie die Konstituierung der Gesellschaft für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte (mit ihrer gleichnamigen Zeitschrift), daß überhaupt von ihm gerade die Förderung der Aufgaben und Interessen der vergleichenden Völkerkunde auch in verhältnismäßig fernstehenden Kreisen ausging, erwähnen wir nur nebenher; seine eigene akademische Thätigkeit (er hatte sich im Jahre 1873 in Berlin als Privatdocent der Ethnologie habilitiert), die er übrigens auch schon längere Zeit eingestellt hat, will dagegen wenig besagen.

Ist es nun allein diese unermüdete Wandererschaft, diese rein geographisch-topographische Thätigkeit, welche Bastians Verdienst um seine Wissenschaft begründet? Durchaus nicht, sondern mit dieser riesigen Sammelarbeit in allen Winkeln des Globus verbindet sich bei ihm eine geradezu einzigartige Produktion, eine Schriftstellerei, die nirgends ihresgleichen hat, so daß seine Werke (abgesehen von den tausend und abertausend in alle Winde verstreuten Abhandlungen) schon eine ganz ansehnliche Bibliothek ausmachen. Und das gerade betrachten wir als den bleibenden Gewinn dieses ganzen geistigen Schaffens, daß seine Werke noch für Generationen hinaus eine uner schöpfliche Fundgrube für die Probleme der Völkerkunde bilden werden; sie sind die reichhaltigen Archive, aus denen ein jeder, ohne Unterschied des besonderen Standpunktes, den belehrenden Einblick gewinnen kann in die Entwicklung des geistigen Wachstums der Menschheit. Es kann uns nicht an dieser Stelle zugemutet werden, einen erschöpfenden Bericht über die leitenden Grundsätze zu liefern, nach denen unser Gewährsmann seinen schier unendlichen Stoff gliederte; aber unsere Skizze würde andererseits unvollständig sein, wollten wir nicht wenigstens mit kurzen Worten Methode und Prinzip der ethnologischen Forschung im Sinne Bastians schildern. Jene kennzeichnet er selbst treffend mit der naturwissenschaftlichen Psychologie, welche an die Stelle der alten, lediglich auf metaphysischer Anschauung errichteten zu treten habe. «Die Psychologie (so erklärt er) darf nicht jene beschränkte Disciplin bleiben, die mit untertützigender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, der von den Zerenhäusern und durch die Erziehung gelieferten Daten sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränkt. Der Mensch als politisches Tier findet nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, der kein Höheres über sich kennt, ist für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrierender Bruchteil figurirt. . . . Der innere Organismus des philosophischen Werdens kann einzig in der Psychologie erkannt werden, der Psychologie, die nicht allein die Entwicklung des Individuums, sondern die der Menschheit verfolgt, die sich auf der Basis der Geschichte bewegt.» (Der Mensch in der Geschichte. I. Vorwort S. 11.) Diese Idee aber, trotzdem sie von der Philosophie schon berührt war — man denke nur an die Völkerpsychologie —, war doch für die eigentliche Völkerkunde eine vollständig originelle, und es bedurfte der ganzen rastlosen Energie und andererseits des riesigen Beweismaterials, über das ja Bastian in ausreichendem Maße gebot, um jene Auffassung seine leere Formel sein zu lassen, sondern ihr zur That und Wahrheit zu verhelfen. Diese induktive Erforschung des geistigen Wachstums unserer Rasse, frei von allen dialektischen Spitzfindigkeiten und Vorurteilen der Schule, lediglich den Thatfachen der Erfahrung entsprechend, konnte aber erst unter einer anderen, soeben schon berührten Voraussetzung wirklich fruchtbringend werden, unter der Voraussetzung nämlich, daß die eigentliche Aufgabe der wissenschaftlichen Untersuchung nicht der ein-

zelne Mensch bildet, sondern seine soziale Existenz als solche, wie sie sich in allen großen Manifestationen des Geistes in Sprache, Religion, Recht, Sitte und Kunst offenbart. Es ist zum Schaden einer nüchternen Prüfung der Thatsachen sehr zu bedauern, daß die alte Rousseausche Fabel von dem isolierten Dasein des Homo sapiens neuerdings in manchen naturwissenschaftlichen populären Darstellungen ihre Auferstehung gefeiert hat, denn sie ist eben ein mythologisches Produkt einer schwärmenden Phantasie, und der so viel beregte Armenisch, dessen Gefühle und Empfindungen samt seinen unbeholfenen technischen Vorrichtungen eine gewisse vertrauensselige Richtung unserer modernen Anthropologie ganz genau zu kennen vorgiebt, sollte wirklich sich wieder zu den Toten legen. Von solchen phantastischen Anwandlungen hat sich Bastian Zeit seines Lebens immer frei gehalten, umgekehrt ist er sogar fortwährend bemüht, den extravaganten und nichts weniger wie exakten Forderungen der Devidenztheoretiker entgegenzutreten, so daß er z. B. einen harten Strauß mit Häckel auszufechten hatte. Deshalb stellt er auch überall diesen sozialen Gesichtspunkt in den Vordergrund, es ist der Völkergedanke nach seinem Ausdruck, der die ganze Anschauung beherrscht und von dem aus erst das richtige Verständnis für alle geistigen Schöpfungen des menschlichen Geistes gewonnen werden kann. Dieser vergleichenden Handhabung des ungeheuren Materials, wie es heutzutage dem Forscher vorliegt und wodurch wir erst das allgemein menschliche Naturreich feststellen können, steht gegenüber die spezifische Befonderung dieses generellen Typus in den einzelnen mehr oder minder originellen Kulturphasen, in denen wir die sogenannte Weltgeschichte verlaufen sehen. Diese Variationen der menschlichen Rasse nennt Bastian geographische Provinzen, weil in ihnen, zunächst durch eine Reihe von äußeren (klimatischen, physikalischen, zoologischen u. a.) Gründen, diese Entwicklung zu topographischen und ethnographischen Isolierungen geführt hat.

Das ist in großen Zügen das Ziel, dem die staunenswerte Arbeit unseres Gewährsmannes seit vier Decennien etwa rastlos zustrebt; die Aufgabe hier im einzelnen erörtern zu wollen, die Leistungen Bastians auf allen Gebieten seiner Wissenschaft aufzuzählen, wie er unschätzbare Kleinodien (z. B. in der polyneischen Mythologie, der buddhistischen Psychologie, der amerikanischen Altertumskunde u. s. w.) der Vergessenheit entriß, das würde uns hier selbstredend zu weit führen; nur nebenbei bemerken wir, daß man über diese epochemachenden Errungenschaften die kleinen Mängel vergessen sollte, die eine nörgelnde Kritik immerfort an dem losen, unsystematischen Stil des Altmeisters herauszufinden sich bemüht. Mit welchen Schwierigkeiten aber der junge Forscher zu ringen hatte, als er daran ging, die neuentworfenen Idee seiner Wissenschaft nach festen Prinzipien auszugestalten, das mögen seine eigenen Worte veranschaulichen, mit denen wir diese Skizze schließen: «Zern von Europa und lange Zeit beschränkt im sprachlichen Verkehr keimten die hier niedergelegten Ideen (es handelt sich um das Erstlingswerk des Verfassers: Der Mensch in der Geschichte) unter Anschauung der mannigfaltigen Verhältnisse, in welchen die Völker auf den Erdball zusammenleben. In der Stille der Wästen, auf einsamen Bergen, in Zügen über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reiften sie im Laufe der Jahre empor und schlossen sich zusammen in ein harmonisches Bild. Wohl bekannt mit den verschiedenen Zweigen der Litteratur, habe ich mich zunächst bemüht, die in den Schulen aufgenommenen Dogmen auf der Tafel des Gedächtnisses zu verwischen. Erst wenn das aus einer rein objektiven und so viel thunlich vorurteilsfreien Beobachtung erwachsene Produkt jene bestätigte, von selbst zu ihnen führte, hieß ich sie aufs neue als berechtigtes Glied in die Vorstellungsreihen wieder eintreten. In unserer Gegenwart des lebendigen Gedankenaustausches aber muß jedes allzulange Isolieren zur Einseitigkeit führen, und ich würde bei sorgsamem Ueberarbeiten gefürchtet haben, selbst in den Fehler des Theoretisierens zu verfallen, Systeme aufzustellen, die

immer nur falsche und unglückliche Halbheiten bleiben, wenn sie in dem Kopfe eines einzelnen, aus dem Sparten, der in dem Kopfe der Autoren steckt, zusammengegerimmert werden, da sie organisch nur aus den sich reifizierenden Diskussionen der Litteratur erwachsen können.»

## Die Rosenindustrie in Bulgarien.

Von  
Mercator.

Noch ist sie, die blühende köstliche Zeit,  
Noch sind sie, die Tage der Rosen.

Was diesem Aufsatz vorgelesene Dichterverse kam mir unwillkürlich in den Sinn, als ich zum erstenmal in die Rosenfäle der jüngsten Gartenbau-Ausstellung trat und von dem Rosenwalde umgeben war. War doch der Vers mir zugleich mit der liebste aus der Rosenzeit des Lebens, wo wir ihn so oft gesungen. Vorüber, vorüber!! — Der Duft aber aus jenen Rosentagen ist so echt, daß er nimmer verfliegt, wie echtes Rosenöl ja auch bis in die Ewigkeit hinein fast seine Spuren zurückläßt.

Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß ich am gleichen Tage von befreundeter Seite, mit der ich durch gemeinschaftliche Rosenhymnathien besonders verbunden bin, eine Broschüre zugesandt erhielt, welche den Titel dieses Aufsatzes trug und die mich um so mehr fesselte, als sie einmal nicht im Buchhandel erschienen, sondern leider nur als Manuskript gedruckt ist, und als sie ferner eine außerordentliche Menge originaler Mitteilungen bringt, die sowohl dem Rosenzüchter, der einen Garten sein eigen nennt, wie demjenigen, der der Königin der Blumen nur auf dem Altar eines Fensterockers huldigen kann, und ganz allgemein jedem Freunde dieser Schönsten unter den Schönen Interesse abgewinnen dürften. Ursprünglich französisch abgefaßt, ist die Schrift nunmehr auch ins Deutsche übertragen.\* Ihr Erscheinungsort ist Kasanlik in Bulgarien, und ihr Zweck vor allem wohl gewesen, in Frankreich, als einem ebenfalls Rosenöl produzierenden und konsumierenden Lande, die Aufmerksamkeit erneut auf die Hauptproduktionsstätte desselben hinzulenken.

Zunächst ist zu bemerken, daß thatsächlich in Bulgarien ganze Provinzen von der Rosenkultur geradezu leben, und wie bei uns der Wohlstand der Landwirte von günstigen Weizen-, Roggen- und Weinernten abhängt, so dort von dem Gedeihen der Rosen. Nicht weniger als über hundertfünfzig Orte nennt allein das vorliegende Buch als solcher Heimstätten der Rose. Dieselben liegen fast sämtlich am Südrand des Balkan, wo sich die zwei Haupterfordernisse des Gedeihens dieser Blume und ihrer Industrie reichlich vorfinden: leichter, sandiger Boden und Wasserreichtum. Wo eines von beiden fehlt, fehlt auch in diesen Gegenden die Rose. Versuche, ihre Kultur weiter nach dem Norden, d. h. mehr diesseits des Balkan zu verpflanzen, sind mißlungen, und liegt die derselben gewidmete Gegend etwa vierhundert Meter über dem Meerespiegel mit teilweise sehr wechselndem Klima: zwanzig Grad Kälte und vierzig Grad Wärme (Celsius) sind nichts Ungewöhnliches.

Was nun die Arten angeht, aus denen das Rosenöl gewonnen wird, so ist es fast nur die rote Rose, und zwar die rosa damascoena, die gepflanzt und verwandt wird — identisch mit der alten rose de Puteaux. Auch finden sich weiße Pflanzungen, aber nur in den geringeren Lagen, weil die ungleich weniger aromatische weiße Rose widerstandsfähiger ist, und außerdem als Begrenzungen an den Rainen, um die Äcker voneinander zu trennen und der Beraubungslust der Passanten

\* „Die Rosenindustrie in Bulgarien.“ Von Christo Christoff.

nur minderwertiges Material darzubieten. Die Pflanzungen selbst bestehen nicht aus einzelnen Stöcken, wie bei den Weinbergen, sondern aus großen parallelen Hecken in einer Ausdehnung von bisweilen hundert Metern, über Männergröße, eine von der andern ungefähr zwei Meter entfernt. Eine solche Plantage wird folgendermaßen angelegt: Man legt im Oktober oder November horizontal in Gräben von vierzig Centimeter Breite auf ebensoviel Tiefe ganze Zweige mit Blättern von alten Rosenstöcken, und zwar zu vier oder fünf nebeneinander. Alsdann schüttet man einen Teil der Erde auf diese Ruten, legt obenauf eine geringe Schicht Dünger und bewässert, wenn möglich, diese hergerichtete Pflanzung. Im April zeigen sich dann die ersten Schößlinge, und nach mehrmaligem Säen wird im November der übrige Teil der Erde auf die Wurzeln gelegt, worauf alsdann im nächsten Frühling der einzelne Stock bereits einige Blüten bringt. Im zweiten Erntejahre beginnt der regelmäßige Ertrag, dessen Maximum im fünften Jahre erreicht wird; und wenn man den Stock regelmäßig beschneidet und die Zweige oft bis auf den Boden abschneidet, so giebt die Hecke Ernten bis in ihr zwanzigstes Jahr hinein. Häufiges Lockern der Erde, Düngen, Bewässern und Reinhalten von Unkraut und trockenem Holz sind die Vorbedingungen günstiger Resultate. Auch empfiehlt es sich, kurz vor der Blüte noch einmal besonders den Boden zu lockern. — Außerdem werden die Zwischenräume zwischen den einzelnen Hecken mit Dachsen gepflügt.

Die Blütezeit selbst fällt nun in die Zeit von der zweiten Hälfte des Mai bis zum Anfang des Juni — also etwa vier Wochen früher wie bei uns. Durchschnittlich rechnet man auf den Zweig sieben Blüten, doch kommen auch bis zu dreizehn vor — die in Dolden zusammensitzen —; der Ertrag der weißen Blumen ist etwas geringer. Das Beste, was der Züchter sich wünschen kann, ist möglichste Kühle für die Ernte, welche alsdann eine möglichst lange Blütezeit zur Folge hat. Denn diese ist deshalb so notwendig, weil sich bei großer Hitze die sämtlichen Knospen fast gleichzeitig entwickeln und eine regelrechte Ernte sowohl wie Destillation, auf die wir später kommen, nicht zulassen. Die Balkanrosen sind derartig empfindlich, daß sie in einem Tage verblühen oder wenigstens so aufblühen, daß sie Aroma, d. h. zu gewinnendes Öl nicht mehr besitzen. Tagaus tagein wird daher geerntet, indem von Sonnenaufgang bis gegen neun Uhr früh alles an Knospen und Blüten, was eben gerade aufgebrochen ist, von den meistens die Ernte besorgenden Frauen abge schnitten wird. Die zweite Blüte im November ist für die Industrie wertlos. Ein einziger Reif im April, ein Reif in der Frühlingsnacht, kann die gesamte Ernte von Grund aus vernichten; desgleichen auch lange Trockenheit, da dann ein besonders gefährlicher Wurm sein Unwesen in der Rinde der Stöcke treibt.

Der Ertrag der Rosenfelder nun ist bisweilen ein außerordentlich reicher, und man begreift die Schilderungen von verzückten Reisenden, welche zu solcher Blütezeit in diesen Gegenden weilen: ist doch thatsächlich alsdann das ganze Land einem einzigen Teppich vergleichbar, der nur aus blühenden Rosen gewoben erscheint. Der durchschnittliche Ertrag eines Hektars — und das wird dies Bild als nicht übertrieben erscheinen lassen — beträgt nämlich dreitausend Kilo Rosen, und da wiederum durchschnittlich tausend Rosen ein Kilogramm Blätter geben, so kann man sich bei lebhafter Phantasie ein ungefähres Bild von dem berauschenden Anblick machen, den das Land zu dieser Zeit bieten muß, und von dem berückenden Duft, der die ganze Atmosphäre durchtränkt. Die Rosen werden in Säcke gethan und möglichst bald an den Ort gebracht, wo die Destillation vorgenommen wird.\*

Eine lange Zeit und von der Wissenschaft äußerst bestrittene Frage war es nun, wo denn eigentlich der wirklich

\* Daß die Phantasie den Herrn Verfasser nicht zu weit geführt hat, ist uns noch kürzlich von einem Herrn, der dienstlich jene Gegenden bereist hat, und zwar in diesem Jahre, versichert worden; derselbe hat nur das Wort „wunderhaft“ für diesen Anblick.

duftende Teil in der einzelnen Rose, das „riechende Prinzip“ zu suchen sei. Seit den Untersuchungen des Dr. Blondel scheint jedoch diese Frage gelöst zu sein. Nach Blondel sitzt dieses „riechende Prinzip“ in den Blütenblättern, und ist es dieselbe Substanz, welche auf dem Wege der Destillation als „Rosenöl“ gewonnen wird. Daneben sollen auch die Kelchtheile einen gewissen Geruch besitzen, und zwar die grünen Teile desselben, jedoch kommt dieses Parfüm für den eigentlichen, oder, wie er genannt wird „klassischen“ Rosengeruch nicht in Betracht. Das „klassische“ Parfüm also sitzt besonders in den — nur mikroskopisch sichtbaren — Häutchen der beiden Seiten des Blütenblattes, und neben demselben findet sich darin eine ansehnliche Menge Tannin, die bisweilen so groß ist, daß ein feiner Geschmack dasselbe selbst bei dem Stauen von Rosenblättern deutlich wahrnehmen kann.

Es würde zu weit führen, auch die Prozedur des Destillierens genauer zu schildern, und sei in dieser Beziehung deshalb nur folgendes bemerkt.

Wie für die Pflanzungen selbst, so ist auch für die Destillation ein Haupterfordernis das Wasser, und der Mangel an diesem ist in einigen Distrikten und in trockenen Sommern so groß, daß die Bauern ihr Produkt an besser versorgte Gegenden verkaufen müssen — natürlich mit wesentlichem Schaden. Die Destillation findet statt in großen Blasen, welche in Schuppen — oft primitivster Art — aufgestellt sind, und der dazu benutzte Apparat selbst ist höchst einfach: er besteht aus einer großen Kupferblase. Die — etwa anderthalb Meter hohe — Blase wiederum hat drei Teile: einen Aufnahmebehälter (Rezipienten), welcher auf dem Feuer steht, einen Kopf mit einem ziemlich engen Ausgangsrohr, in welches die Kühlschlange eingeführt wird, und endlich die Kühlschlange selbst, die durch einen mit möglichst kaltem Wasser gefüllten Bottich läuft, der, wenn irgend thunlich, fortwährend frischen Zufluß erhält. Die Kühlschlange selbst wird in eine Flasche von etwa fünf Liter Inhalt geleitet, um den verdichteten Dampf in derselben wieder niederzulegen. Jeder Rezipient erhält zehn Kilo Rosen auf fünfundsiebzig Liter Wasser, und die Prozedur ist zu Ende, nachdem zehn Liter Wasser durch die Rosen hindurch destilliert sind. Aus diesem Rosenwasser wird nun das eigentliche Öl auf folgende Weise gewonnen: Man destilliert dasselbe noch einmal, und zwar derart, daß aus je acht Flaschen oder vierzig Litern nur eine Flasche mit fünf Litern Rosenwasser gewonnen wird, in welchem das ganze Öl noch gebunden ist. Nachdem der Inhalt sich geklärt hat, schwimmt das Öl in einer Schicht von zwei bis vier Millimeter Dicke oben auf der Oberfläche im Halse der Flasche, und wird dasselbe nun ganz vorsichtig durch eine Art Trichter abgeschöpft und konzentriert gesammelt.

Das reine Rosenöl, wie es von der Destillierblase kommt, ist von gelblicher Farbe. Seine Konsistenz wechselt mit der Temperatur und besteht es chemisch aus zwei Teilen: dem eigentlichen „riechenden Prinzip“ und dem geruchlosen „Stearoxyden“, das ist eine Kohlenwasserstoffverbindung, welche bei fünfzehn Grad Reaumur fest wird, „gefriert.“ Dieser Punkt des Gefrierens des Oles ist zugleich das Kriterium für die Verfälschung resp. den Grad derselben. Je mehr Ersatzstoffe dem Produkt zugesetzt sind, desto tiefer sinkt der gedachte Gefrierpunkt; aber auch hier ist es heute bei den Fortschritten der Chemie außerordentlich schwer, den Grad der Verfälschung thatsächlich festzustellen, und verlohnt es sich, diesem höchst interessanten Kapitel der Verfälschung etwas näher zu treten.

Die gewöhnliche Annahme nun, daß das Rosenöl stark mit „Geraniumöl“ versetzt werde, ist unrichtig; früher war das wohl der Fall — heute verwendet man dazu vielmehr fast ausschließlich Palmarosaöl, das in Indien erzeugt wird und dann nach Konstantinopel geht, wo die hauptsächlichste Verfälschung stattfindet, nachdem bereits, wie wir gleich sehen werden, an der Produktionsstelle selbst eine solche fast regelmäßig vorgenommen worden ist. Die Verfälschungsprozedur wird entweder in der Weise beliebt, daß der Produzent beide Essenzen direkt mischt, oder aber dadurch, daß er die Rosen vor der De-

stillation mit Palmarosaöl beiprengt, so daß die Dämpfe der beiden Produkte bei der Destillation sich innig vermengen. Dieser letzteren Art wird der Vorzug gegeben. Und wenn auch die Einfuhr von solchem Surrogatöl sogar direkt verboten ist, so wird doch auf dem Wege des Schmuggels immerhin eine genügende Quantität über die Grenze gebracht. Damit aber die Sache auch ihre komische Seite habe, so ist auch das Palmarosaöl fast regelmäßig auch schon verfälscht, — und zwar mit Terpentinöl — so daß man sich unwillkürlich fragt, was denn überhaupt wohl an irgend einem Rosenöl, das in den Handel kommt, noch thatsächlich echt sein kann. Ein Mittel, wie gesagt, die Verfälschungen ihrem Grade nach festzustellen, giebt es nicht, — nicht einmal für den Händler, geschweige denn für den Laien, der nimmehr wissen wird, was er von „echtem Rosenöl“ zu halten hat.

Es erübrigt nun noch des Handels mit dem Rosenöl zu gedenken, der das Bild echt orientalischen Gepräges zeigt, nämlich das der Unreclität und des Wuchers.

Wir haben bereits gesehen, in welcher kaum glaublicher Weise die Verfälschungen betrieben werden, und das getreue Pendant dazu ist der Handel.

Der Hauptsitz des Handels ist Kasanlik und Konstantinopel. In ersterer Stadt befaßen sich acht Firmen mit dem Ankauf, sechs bulgarische und zwei deutsche, und zwar in folgender Weise: Etwa einen Monat nach der Ernte senden die Häuser ihre Agenten in die Rosenöl produzierenden Dörfer, da der Bauer nicht mit seinem Produkt zur Stadt zieht, sondern mit stoischer Gelassenheit wartet, bis man zu ihm kommt, und nun beginnt der Handel. Die Kaufverträge, deren Präparatoren oft einen ganzen Monat dauern, werden stets mit jedem Dorfe auf einmal gemacht. Jeder Bauer bringt seine Flasche mit Rosenöl herbei, das sogleich auf den „Gefrierpunkt“ untersucht wird, d. h. ob es, wie oben erwähnt, bei fünfzehn Grad fest wird. Hierzu wird das Öl in einem kleinen Fläschchen in Wasser von dieser Temperatur getaucht, und je tiefer der Gefrierpunkt sich stellt, desto geringer wird der Preis, weil die Verfälschung eine entsprechend größere ist, — je höher aber der Punkt des „Gefrierens“ steigt, etwa auf sechzehn oder siebzehn Grad, desto mehr steigt auch das Produkt im Preise. Daß jedoch dieser letztere bei großer Konkurrenz der Käufer kein allzu hoher werde, dafür sorgen die „Kinge“ der Agenten, die sich nach Analogie der modernen gewerbsmäßigen Auktionsbesucher die Preise nicht durch gegenseitiges Treiben verderben. Außerdem aber haben meist schon die Händler ein gewisses Vorkaufsrecht, da der Bauer oft einen Voranschuß erhalten hat, der ihn dann verpflichtet, seinem Darleiher das Öl zuerst anzubieten, und nur wenn dieser sich weigert, den etwa von der Konkurrenz gebotenen höheren Preis auch seinerseits zu zahlen, darf er es frei verwerten. Der Preis wechselt naturgemäß je nach Angebot und Nachfrage: kleine Ernten bringen, gerade wie bei unserer Landwirtschaft, — hohe, gute Ernten geringe Preise. Im Handel selbst schwankt der Preis je nach Qualität und Jahrgängen zwischen achtshundert bis neunhundert Francs per Kilo, — während der Preis des in Südfrankreich gewonnenen Öls sogar bis achtzehnhundert Francs steigt. Und es wird klar, wie lohnend die Verfälschung ist, wenn man bedenkt, daß das zu derselben verwandte Palmarosaöl höchstens bis fünfzig Francs per Kilo kostet, so daß also der Gewinn sich für jedes zur Vermischung gelangte Doppelpfund des gedachten Surrogats auf mindestens achthundert bis neunhundert Francs beläuft.

Einen wichtigen Abschnitt in der Kultur der Rosen bildet das Jahr 1872; da der Preis damals ein enormer war (vierzehnhundert Francs per Kilo), wurden die Pflanzungen ausgedehnt und demgemäß natürlich in den folgenden Jahren wieder der Preis gedrückt. Infolge des Preisrückganges wurden wieder die Felder nicht sorgfältig bebaut, was naturgemäß abermals eine geringere Produktion und ebenso eine Preiserrhöhung zur Folge hatte; auf diese Weise schwanken die Erträge auf und nieder.

Wie es nun bei unserem Weinbau einen guten oder vollen, einen Durchschnitts- und einen geringen Herbst giebt, so variieren auch die Rosenernten innerhalb dieser Scala, und beläuft sich demgemäß die gesamte bulgarische Rosenölproduktion auf fünfzehnhundert bis dreitausend Kilogramm, so daß man den Durchschnitt wohl auf zweitausendzweihundert Kilogramm annehmen kann. Das schlechteste Jahr innerhalb der letzten zwei Decennien war 1872 mit fünfzehnhundert Kilogramm, mittlere Jahrgänge finden sich in der Zeit von 1879 bis 1885, gute sind diejenigen von 1886 bis 1888, und „sehr gute“ endlich 1871 und 1889. Wie der heurige Sommer sich anläßt, steht zur Zeit der Niederschrift dieses Aufsatzes noch nicht fest.

Außerordentlich interessant sind einige kulturhistorische und wirtschaftliche Schlaglichter, welche die Broschüre auf bulgarische Verhältnisse wirft. So wird z. B. mitgeteilt, daß die Bauern für die erwähnten Vorschüsse auf die Ernte die Kleinigkeit von zwölf bis vierundzwanzig Prozent Zinsen an die Händler zahlen müssen, ein Maßstab, für den uns geradezu das Verständnis fehlt. Ferner beträgt der Tagelohn der Frauen für die Feldarbeit durchschnittlich sechzig Centimes oder einen Franc, je nachdem sie von dem Bauern beköstigt werden oder nicht. Gleich niedrig sind die Akkordlöhne; für das Kilo Rosenblätter erhält die Pflückerin — zwei Centimes, und man kann sich eine Vorstellung von der Ergiebigkeit dieser Arbeit machen, wenn man berücksichtigt, daß durchschnittlich tausend Rosen erst ein Kilo Blätter geben. Im übrigen giebt ein Hektar gewöhnlich dreitausend Kilo Blätter oder ungefähr drei Millionen Rosen, und diese drei Millionen Rosen wiederum ein Kilo Rosenöl. — Nicht minder interessant ist, daß die sämtlichen bei der oben geschilderten Destillation benötigten doch höchst einfachen Geräte nicht in Bulgarien selbst hergestellt werden, sondern zum wesentlichen Teile importiert werden müssen; das vorgearbeitete Kupfer bezieht man aus England, die Flaschen aus Ungarn u. s. w.

Im übrigen ist die Kunst, Rosenöl zu gewinnen, erst seit ungleich jüngerer Zeit bekannt, als man gewöhnlich annimmt, und den arabischen Märchen, in denen es eine so große Rolle spielt, ist es wohl erst von den moderneren Erzählern eingefügt worden; es kann sich vielmehr bei denselben nur um durch Destillation gewonnenes Rosenwasser gehandelt haben. Erst im siebzehnten Jahrhundert kam man nach persischen Schriftstellern darauf, das Öl selbst wieder aus dem Rosenwasser auszuscheiden, und zwar aus Anlaß der Feste, welche der Mogul Jehan Schir bei seiner Vermählung mit der Prinzessin Nur Jehan veranstaltete. Mit echt orientalischem Luxus ließ er Wäde Rosenwassers durch die Gärten seines Palastes laufen, und da der Prinz auf dem Wasser schwimmende Kügelchen auffielen, befahl sie, dieselben zu sammeln, und so entdeckte man das Rosenöl. Ihr zu Ehren hieß denn auch thatsächlich lange Zeit die Krone aller Düfte „Parfum Jehan Schir“.

Die Nachfrage nach diesem herrlichsten aller Wohlgerüche wächst denn auch von Jahr zu Jahr. Und mit der steigenden Nachfrage steigt auch die Kultur in ethischer Beziehung in jenen jahrhundertlang durch die türkische Mißwirtschaft geknechteten und von der Natur so reich gesegneten Gegenden, so daß zu hoffen ist, neben der Königin der Blumen werde auch alsbald die Königin der Menschheit in dieselbe einziehen, nämlich geistige Regsamkeit, Arbeitslust und höhere Gesittung.

## Österreichische Grenzwanderungen.

von  
Wolfgang Kirchbach.

### I.

Man sagt, es habe ein jeder Mensch seinen eigenen Duft, seinen eigenen Geruch, und manche wollen sogar einen besonderen Seelenduft ausfindig gemacht haben, der die Menschen zu einander zieht, Zuneigung und Abneigung be-

stimmt und eine Ahnung innerer Verwandtschaft der Seelen erweckt. Auch Staaten und Völker, auch Reiche haben einen solchen eigenen Duft, einen solchen wesentlichen Geruch. Ob man vom Deutschen Reiche aus nach Frankreich oder nach Rußland über die Grenze kommt, ob der Bewohner dieses Landes nach Italien hinabsteigt, es ist, wenn man die Grenze hinter sich hat, sehr bald, als ob eine andere Luft hier wehe, nicht bildlich gesprochen, sondern in des Wortes eigentlichem Sinne. Es herrschen andere Gerüche.

Niemals habe ich, sei es von Bayern oder von Sachsen aus, die österreichische Grenze überschreiten können, ohne daß ich etwas ahnte, spürte und in den Lüften witterte, das mich anheimelte, behaglich stimmte und schier traulich berührte. Lange habe ich mir nicht zum Bewußtsein gebracht, was es nun eigentlich war, das mich so stimmte; aber als ich neulich durch Bodenbach kam und aus einem Hause ein starker Duft nach Wiener Kaffee, untermischt mit dem Geruch von gebakenen Hähnchen und noch einigen anderen Gerüchen, mir entgegen schlug, da wußte ich ganz genau: hier ist Osterreich, hier muß es sein. Genau so hatte es in Salzburg gerochen, genau so roch es in Innsbruck in dem alten Gasthose am Ufer des Inn, und genau so war mir auch zu Mute gewesen, als ich mich einfiel in Wien in der inneren Stadt verlaufen hatte und an einem Markt, wo die Fiaker hielten, in eine Erfrischungstube geraten war, wo die Kutscher Kaffee, Wein, gebackene Geflügelstücken und andere behaglich riechende Dinge schmausfen. Das ist der unnenmbare Zauber des österreichischen Küchengengeruches, der dies große, mächtige Reich beherrscht, der Seelengeruch, der Naturduft, der wie eine unsichtbare Bitterung in den Lüften liegt und mir immer die Empfindung erweckt, als sei ich in das wahre Schlaraffenland geraten, wenn die schwarzen Grenzpfähle hinter mir liegen. Nirgends ist der Unterschied der Küchengerüche größer, als gerade da, wo von alters her die nächsten Stammesverwandten haufen, an der bayerischen Grenze. Es ist derselbe Volksstamm, der hier das Bayerland und das Salzburger Land bewohnt; wie lange ist es her, daß diese Lande auch staatlich vereinigt waren! Und doch bringt der Unterschied der Lebensweise, kaum daß man die Grenze hinter sich hat, auch gewisse Unterschiede im Wesen der Bevölkerung hervor. Noch in Reichenhall fühlt man sich vollständig bayerisch gestimmt; noch giebt es Kalbsbraten, halb in Wasser gebraten von allzu jungem Fleisch, noch giebt's Kalbsköpfe, Kalbskazen und vor allem das schwere Bier des Bayerlandes. Und fährt man mit dem Wagen in einem Stündchen hinüber nach Salzburg, so fühlt man sehr bald über die Straßen einen feineren Duft wehen; Wiener Küche ist's, die bereits hier sich für jede geübte Nase ankündigt, und mit der anderen Küche wird der Menschenschlag ein anderer.

Selbst der salzburgische Bauer ist ein anderer Mann, als sein bajunwarischer Stammesgenosse drüben über der Grenze. Er ist rauher, und selbst, wenn er kurz und dick ist, er hat eine feinere Haut, als der stämmige Bayer. Auch die Troddel, die blöden, verwachsenen Dickhälse, die man im bayerischen nicht so leicht sieht, nehmen überhand, ähnlich wie in Böhmen. Ich habe mich stets darüber gewundert, wie viel — im Durchschnitt gesprochen — größer, grobhäutiger, derber der eigentliche Bayer ist gegen den Salzburger; ganz gewiß ist vor allem die Nahrungsweise, gleichzeitig aber auch das Klima hierbei die Ursache. Denn wie schon der Münchener vierhundert Fuß höher als der Salzburger wohnt auf der rauhen Hochebene mit ihrer scharfen, kräftigen Luft, während es auf österreichischem Gebiete zusehends milder wird, so bringt auch die Nahrungsweise des Bayerns mit seinem derben Bier, mit seinen Schmarren und Kalbsköpfele, die er aufträgt, als kämen sie aus dem Weinhaus, während er die gebratenen Kalbsaugen aus dem Schädel herausbohrt und verzehrt oder eine halbroh gebratene Milzwurst mit größtem Genuße speißt — eine rauhere Erscheinung hervor. Der österreichische Bajunware dagegen trinkt die leichteren böhmischen und Wiener Biere, und was er isst, das hat die Küche sorgfältiger gehackt, durchgebraten und mit feineren

Ölen und Gewürzen weit kunstreicher angemacht. Er braucht schon die Kaumuskeln nicht so anzustrengen wie sein Stammesbruder über der Grenze, und so scheinen sie auch weniger entwickelt. Auch genießt der Städter und Bauer manche Frucht, welche dem Bayern versagt sind; der Genuß von Früchten aber macht alles Menschenfleisch feiner. Bald nachdem man über die Grenze hinüber ist, sieht man Maisfelder, ja, Weingelände gedeihen, und weiter ins Land hinein herrscht der Segen von Früchten, die oben auf der bayrischen Hochebene nur kümmerlich reifen.

Denn Osterreich, das ist für den Deutschen aus dem Reiche das Land, wo die Welt schöner wird, die Berge höher und die Thäler reicher scheinen, ganz einerlei, von wo aus man niedersteigt nach den uralten Ansiedelungen des Ostens. Denn niedersteigen muß man fast überall ins gegnere Land, einerlei, ob man vom Erzgebirge nach Böhmen hineinsteigt oder von den rauhen Kalktälern Bayerns ins Innthal hinabkommt. Auch nach Salzburg geht's abwärts, wenn man's vielleicht auch weniger merkt, und der lange Wall und Urwald des Böhmerwaldes macht auch, daß man niedersteigen muß ins Ostland. Und es ist merkwürdig, wie überall in diesen Grenzgebieten auf deutscher Seite im Reiche die färglichere Natur, die armeligere Bevölkerung wohnt, während über der Grenze auf einmal in den milderen Stromthälern auch sünliche Behaglichkeit mit der üppigeren Natur sich verbreitet. Wandert man oben auf den Höhen des Erzgebirges über die Moorwiesen, die fahlen Hügel in der scharfen Luft, so ahnt man kaum, daß man, wenn man etwa nach den Nollendorfer Höhen hinaufkommen wird, plötzlich in ein Land niederschauen darf, wo unten am Fuße der Berge die echte Kastanie gedeiht und ein Reichthum der Saaten und der Obstbäume herrscht, der wahrlich das Böhmerland, trotz der „böhmischen Dörfer," zu einem Paradiese macht. Ähnlich ist's, wenn man aus den ärmeren bayerischen Gebirgsgegenden ins lachende Innthal hinabkommt und hier den größeren Segen der Fluren erblickt.

Idyllischer scheint alles, idyllischer, sorgloser auch das Nebeneinanderleben der Menschen in den Städten und Dörfern. Wo man auch deutsch-österreichische Städte betreten mag, sei's im Salzburgerischen oder im Erzherzogtum, sei's an der sächsischen Grenze hin: überall hat man die Empfindung, als sei es auf den Straßen sozusagen „gemüthlicher," die Menschen scheinen mehr auf der Straße zu leben, sitzen häufiger vor ihren Häusern, schwätzen an den Brunnen und halten häufiger auf offener Straße feil. Und ganz gewiß weist dies alles weit weniger etwa auf das Wesen der Bevölkerung hin, denn wir werden sehen, daß die Bevölkerung fast überall im Grunde dieselbe ist wie drüben über der Grenze im Reiche, sondern auf ein Staatswesen, auf eine bestimmte öffentliche Ordnung, auf Sitten und Gebräuche, die von einem Mittelpunkte auszugehen scheinen, wie die Kochkunst dieses Reiches im ganzen weit einheitlicher ist, als im nordischen Deutschen Reiche. Denn in allen deutsch-österreichischen Gegenden herrscht in den Gasthöfen ganz unbedingt die Wiener Küche vor und erweckt eine einheitliche Lebensempfindung für den Reisenden, die so einheitlich ist wie die Empfindung, welche an allen Grenzen Osterreichs der behagliche Beamte hervorbringt, der auf der Zollbank Dich Deinen Koffer öffnen und wieder zumachen heißt. Im Deutschen Reiche ist eine solche Einheitlichkeit der Küche durchaus nicht zu beobachten wie in Osterreich. Hamburgische, rheinländische, bayrische, sächsische Küchen sind gerade so verschieden, wie die Völkerstämme als ein geeinigtes Volk auf einen Kaiser, aber viele Fürsten und Könige zugleich vertrauen.

Und so wird wohl auch das eigentümlich idyllische Bild, welches man in den meisten deutsch-österreichischen Städten zu haben glaubt, gerade deshalb, weil es in Karlsbad ganz dasselbe ist wie etwa in Salzburg oder in Innsbruck, auf irgend welche Markt- und Straßenordnungen sich zurückführen lassen, welche der Bevölkerung eine größere Beweglichkeit auf den Straßen gestattet, als in so vielen Gegenden des Deutschen Reiches, wo ja im ganzen die Straßen nur zum Begehen und



nicht zum Bewohnen da sind. Ich vermute auch, daß die baupolizeilichen Gesetze in Oesterreich andere sind, als in den Staaten des Deutschen Reiches; denn die Art und Weise, Häuser zu bauen, Hintertreppen und Seitenstiegen anzulegen, die Häuser förmlich aneinander zu kleben, an Flußufern gewisse immer wiederkehrende Landschaftsbilder hervorzubringen durch die Art, wie man mit schrägen Pfeilern förmliche Wasserburgen baut, und alles so lauschig und malerisch dreinschauen macht, auch das wird sich wohl auf gewisse Bauordnungen oder Nicht-Ordnungen zurückführen lassen, welche auf Einheitlichkeit des Staatswesens hinweisen.

Traulich berührt jeden Reichsdeutschen, der nach dem östlichen Bruderreiche hinüberkommt, vor allem die große Einheitlichkeit der Mundart, die über das ganze Land zu herrschen scheint. Man nennt's im Reiche den „österreichischen Dialekt.“ Doch giebt es gerade hier gewisse Unterschiede, welche man nicht vergessen sollte. Tritt man von Bayern aus ins Ostland, so herrscht allerdings bis hinunter nach Wien die Sprache der Bayern selbst, welche als eine große einheitliche Stammesgesellschaft bis hinter Augsburg sitzen. Dort kommen dann die „Schwaben.“ Aber im Osterreichischen spricht man die Mundart doch etwas anders als in Bayern; denn schon die Kehlen sind weicher, wie die Menschen weicher zu sein scheinen. Selbst im Hochgebirge walten Unterschiede. Es ist kein Zufall, daß Anzengruber und Kosegger ihre bayrisch-österreichische Mundart ganz anders schreiben, als der Münchener Mundartdichter Karl Stieler. In Wien selbst aber hat sich unter der schulmäßigen Einwirkung des Hochdeutschen auf die Mundart eine Sprache gebildet, die durchaus nicht mehr die Beugungs- und Ableitungsgesetze der eigentlichen Mundart befolgt, sondern hochdeutschen Sprachgebrauch mit der Mundart zu jenem eigentümlich gemüthlichen Deutsch vermischt, das wir als „weanerisch“ bezeichnen.

Ganz ähnlich wie nun aber die Stadtsprache des Berliner durch die Versetzung von Beamten, durch das Zurückfluten der Großstadtbevölkerung in die Landestheile selbst nach Halle und weiter nach Oberpfalz hinein manchen Berliner „Accent“ verpflanzt, so hat in Osterreich das Wienerische sich an alle Grenzen zurückverlagert. Denn da sitzen in den Grenzstädten überall Offiziere, Beamte und andere Leute, welche im Wiener Prater das wahre Deutsch gelernt haben und nun unwillkürlich den Wiener „Ton“ auch unter die Leute tragen. Mancher Wanderer kann dadurch leicht über den wahren Stammescharakter der Grenzbevölkerung getäuscht werden.

Vor einiger Zeit saß ich in einem kleinen böhmischen Städtchen am Fuße des Erzgebirges, nicht weit von dem altherühmten Kloster Ossegg. Da war ein Gastwirt, der sprach drei Sprachen. An einem Tisch neben mir saßen zwei Arbeiter im Sonntagsanzug, welche eine scharftönende Sprache redeten, bei welcher sie die Lippen und den Mund immer bewegten, als hätten sie etwas recht Böses oder Schauerliches zu sagen. Natürlich war es tschechisch. Ich hörte lange zu; dann sprachen sie auf einmal nicht mehr tschechisch, sondern der eine Arbeiter fiel in eine mir wohlbekannte Sprache, die deutsch hieß und die reinste Gemüthlichkeit echten sächsischen Blümchenkaffees verriet. Da sprach der andere Arbeiter auch deutsch; es sollte wohl „deutschböhmisch“ sein, wenigstens radebrechte er einige Mitlauter und Selbstlauter auf eine fremdartige Weise; sehr bald aber merkte ich, was die Glocke geschlagen hatte; es war nur ein verdorbenes Bajuvarisch. Das dauerte eine Weile; dann sprachen sie wieder tschechisch und stellten sich sehr heimlich dabei.

Waren sie nun Tschechen oder Deutsche?! Ich wußte es nicht; aber was mein Gastwirt war, das erfuhr ich bald. Er trat heran; erst sprach er ein Weilschen tschechisch mit den Leuten, dann wurde das „Wienerische,“ das „Bajuvarische“ daraus, und nach einem Weilschen kam das allerschönste, ausgebildetste voigtländische Sächsisch zum Vorschein. Ja, er sprach drei Sprachen, dieser Mann, der hier mit seinen Vätern seit alter Zeit haust, wie viele seiner deutschen Brüder, die bald oben

nach dem Erzgebirge oder dem Voigtland hinaufsteigen, bald sich wieder ansiedeln unten in der nordböhmischen Ebene; aber ganz zweifellos unverfälschte Oberpfälzer, Thüringer, voigtländische Franken sind und die „österreichische Aussprache“ eigentlich nur spaßeshalber mitmachen zur Bekundung ihrer Landesangehörigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

## Max Klingers Todesphantasien.

Von

Dr. Alfred Gotthold Meyer.

„Le propre de l'homme est d'inventer, d'être soi et non pas un autre.“  
(Burger.)

In den stetig sich mehrenden Kämpfen, welche dem geistigen Leben unserer Tage klarer und klarer den Charakter einer gärenden Übergangsepoche verleihen, bleiben die bildenden Künste sichtlich im Hintertreffen. Ihre Zeit scheint noch nicht gekommen. Der Anschauung jenes vielbesprochenen anonymen Herolds deutscher Kunst, welcher sein stolzes Zukunftsbild in der Gestalt eines Malers verkörpert, steht die öffentliche Meinung vorerst noch schroff entgegen. Ihr sind die Namen der jüngsten Dichter und Musiker noch immer weitaus geläufiger als die der zeitgenössischen Vorkämpfer im Reich der Bildnerei. Wohl veranlaßt auch in diesem eine durch Eigenart hervorragende Schöpfung bisweilen einen Streit der Meinungen, aber die Gemüther beruhigen sich meist rasch, und der Schlachtruf verhallt durchgängig schneller als im Zeltlager litterarischer Kritik.

Dieser Thatsache gegenüber spricht die erregte, meist zu einem künstlerischen Glaubensbekenntnis erweiterte Erörterung, welche jedes neue Werk Max Klingers zu veranlassen pflegt, gewichtig für seine hohe Bedeutung. Schon sein erstes Debüt auf der 78er Kunstausstellung hatte in diesem Sinne einen völlig eigenartigen Erfolg: eine begeisterte Anerkennung wurde in der gleichen Zeitschrift, welche sie veröffentlichte, im Einverständnis mit der Redaktion widerrufen. Dies selbst in den wechselvollen Annalen unserer Kunstkritik seltene Schauspiel wiederholte sich, freilich weniger drastisch, genau zehn Jahre später in den Spalten eines kunsthistorischen Fachblattes, wo auf ein vorsichtig rühmendes Referat über Klingers Illustrationen zu „Amor und Psyche“ ein in heißende Satire gekleideter Bannspruch der ganzen Klingerischen Kunst folgte. — Und in der Zwischenzeit war Klinger auf dem selbstgewählten Pfade rüstig vorwärts geschritten; inzwischen war unter den kritischen Schirmzügen der Tageslitteratur, die jedem neuen „Opus“ folgten, die musterghiltige Schilderung seiner Persönlichkeit und Kunst aus der Feder Georg Brandes' erschienen, die ihn, ihn allein von den Fachgenossen, jenem erlauchten Kreis der „modernen Geister“ zuführte. — Diesen Ruhmestitel vermag heute selbst der erbitterteste Gegner dem Künstler nicht mehr streitig zu machen. Er dankt ihn ganz sich selbst, denn er hatte den Mut, sich treu zu bleiben. „Individualismus ist die Wurzel aller Kunst; dem Individualismus gehört die Zukunft.“ In diesem Sinn hätte der geistvolle Prediger dieses Glaubenssatzes mit gleichem Recht an Stelle Rembrandts unsern Klinger zu seinem Schutzheiligen erheben können. — Die Grundzüge dieser Individualität hat Brandes bereits 1882 mit meisterhaften Strichen gezeichnet: so bleibt auch alles, was sich über Klingers spätere Thätigkeit sagen läßt, nur auf eine nähere Durchführung und Ergänzung dieser Skizze beschränkt. Aber es gehörte seltenes Feingefühl und ungewöhnlicher Scharfblick dazu, um aus den bis 1882 vorliegenden Werken Klingers ein Charakterbild zu entwerfen, das heute noch zu Recht besteht. Bran-

des rühmte den Künstler als ausgezeichneten Beobachter im Sinne Zolas, bevor die „Dramen“ und „Ein Leben“ erschienen waren; er erkannte seine ungewöhnliche Begabung für die Landschaftsmalerei im Geiste Böcklins, ehe Klinger dessen Meisterwerke in die Sprache der Radierung übertrug, ehe er sein „Gewitter“, seinen „Sommermittag“ und „Nachmittag“ und seine „Mondnacht“ ediert hatte; er nannte ihn einen „naturanbetenden Poeten“ mit urdeutschem Empfinden und einem an Jean Paul gemahnenden Hang zur „metaphysischen Phantastik“, und doch sind die Radierungen „Vom Tode“ erst im vorigen Jahr herausgegeben worden! — Das letzte von Brandes berücksichtigte Werk war der Zyklus: „Eva und die Zukunft“ und er rühmte es als den Höhepunkt in Klingers Schaffen. Nicht alle seitdem entstandenen Schöpfungen sind geeignet, dieses Urteil zu ändern. Teils lassen auch sie vielfach die korrekte Zeichnung vermissen und bestätigen die schon von Brandes ausgesprochene Furcht, daß der Meister hierin „unverbesserlich“ bleiben könnte, teils aber — und dies gilt von der Mehrzahl — bewegen sie sich in anderen Sphären als die Folge der „Eva-Bilder“, und bekunden die Vielseitigkeit ihres Meisters, ohne die völlig eigenartige Bedeutung jener Zukunftsbilder zu schmälern. Der jüngste Zyklus „Vom Tode“ aber kennzeichnet innerhalb dieses höchsten Schaffensgebietes Klingerischer Muse einen kraftvollen Fortschritt. Der hier behandelte Stoffkreis liegt der Persönlichkeit des Künstlers besonders nah. Schon zuvor klingt seine Grundstimmung häufig an. Bei aller Mannigfaltigkeit liegen die früheren Werke in Gehalt und Auffassungsweise einen Entwicklungsgang mit scharf ausgesprochener Richtung erkennen: er führt von lichter Höhe tiefer und tiefer zum Dunkel. Den Sommerphantasien der „Skizzen“ folgten Ausgeburten eines krankhaft erregten Sinnes, der antiken Heiterkeit unheilichwangere Nachtgesichte, dem schalkhaften Liebestraum erschütternde Liebesdramen, deren Schaulay sich aus Blumengärten in düstere Straßensbilder verwandelte. Das Träumen und Sehnen, das aus den frühesten Skizzen mit fast kindlicher Naivität spricht, wich mehr und mehr tröstlicher Resignation und ersten Klageklängen ob der Menschheit Jammer. —

Der jüngste Zyklus steht vorerst am Ende dieser Richtung. Schon sein erstes Blatt weist im Vergleich mit demjenigen, welches die früheste inhaltlich einheitliche Folge Klingerischer Radierungen eröffnete, auf die bedeutende Änderung des Grundtones mit voller Schärfe hin. Man erinnere sich jener eigenartigen Anrufung der antiken Muse im Beginn der ovidischen Darstellungen: Ein Arbeitstisch mit Zeichenmaterialien; links ein Leuchter mit heller Flamme, deren Rauch sich zu Gewölk zusammenballt. Von Rosen umwunden steigt aus ihm ein Haupt von klassischer Schönheit, und neben ihm ein griechisches Landschaftsbild empor. Zur Rechten, vorn auf der Tischplatte, zwei Künstlerhände, in inbrünstigem Flehen dem Geist der Antike zugewandt. —

Dieses klassische Gebet, dessen Erfolg schon diese Darstellung selbst bezeugt, ist vor dem Eingang der Todesbilder gänzlich verhallt, zugleich mit der Seelenstimmung, der es sich entrang. Kein begeistertes Schauen des Lichts, sondern dumpfes Simmen im Schoße der Nacht, kein Traum von vergangener Herrlichkeit, sondern ein banges Lauschen auf geheimnisvolle Stimmen der Zukunft. Und dieses Ringen mit den Nachtgestalten der Sinne ist weitaus natürlicher und wahrer geschildert als jenes Flehen um die Günstlichter antiker Schönheit. Es packt uns weit unmittelbarer, schon beim ersten flüchtigen Blick, als sei der Künstler erst hier seiner innersten Stimme gefolgt. Alles konventionelle, ja alles Symbolische ist verdrängt. Nicht mehr ein verkörperter Traum, sondern der Träumer selbst! Zur Nachtzeit ruht er auf einer Bank im wohlgepflegten Park, den Kopf in die Rechte gestützt, die Linke am Knie. Ringsum tiefes Schweigen, Mitternacht in sommerlicher Schwüle. Aus dem Schwarz des Himmels haben sich einzelne zerrissene Wolken losgelöst, die vor der Helle in der Nähe des Mondes als dunkle phantastische Gebilde vorüberziehen. Unten schimmert nur der Pfad und der Rand der Hecke im Hintergrunde in

ungewissem Licht, und ein zitternder Strahl streift Haupt und Hände der sitzenden Gestalt; sonst herrscht auch hier die Sprache der Finsternis. Es bedarf nicht erst der beigefügten Worte Victor Hugo's, um ihren Inhalt vernehmlich zu machen. Bei längerem Betrachten des Blattes schwindet alles Individuelle und Reale in Gestalt und Scenerie. Jenseits der Hecke scheint sich die Unendlichkeit zu dehnen, die Finsternis über bodenlosem Abgrund, und mit unwiderstehlicher Gewalt umfängt auch uns die Todesstimmung, die diesen einsamen Träumer gebannt hält:

Tandisque, la tête inclinée,  
Nous nous perdons en tristes vœux  
Le souffle de la destinée  
Frissonne à travers nos cheveux.

Zu der Eindruck des Bildes wächst hierüber noch hinaus, er erhält etwas Aktuelles und macht es zu einer sinnfälligen Darstellung eines jener „schrecklichen Augenblicke“ im Menschendasein, wie sie Goethe im „Werther“ schildert: „Da unser ganzes Wesen zwischen Sein und Nichtsein zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finsternen Abgrund der Zukunft leuchtet, und alles um uns her versinkt.“ —

Dies ist Vorpiel und Tonart der folgenden Todesphantasien, und lediglich diese in ihnen allen mehr oder minder scharf ausgesprochene Grundstimmung bildet das verknüpfende Band. Eine äußere Verbindung fehlt gänzlich. Es sind Traumbilder, die an einer geängstigten Menschenseele vorüberziehen. Die Bezeichnung „Vom Tode“ ist eben nur ein Motto. Einzelne Blätter des Zyklus entstammen früherer Zeit, und nicht wenige Radierungen der früheren Folgen würden sich dem neuen Rahmen gleich zwanglos fügen. — So hieße es schon den äußeren Charakter dieses Werkes verkennen, wollte man es mit den stofflich verwandten Schöpfungen vergleichen, welche in der Geschichte unserer deutschen Kunst als unvergängliche Ruhmesthaten leuchten. Vollends vom Geist dieser „Totentänze“ ist es scharf geschieden. Das bedingt schon der Mangel jeder sozialpolitischen Tendenz, jeder Ironie, ja jedweden Humors. Und nicht minder breit ist die Kluft, die diese Blätter von der eigenartigen jüngsten deutschen Behandlung des Todes-themas scheidet: die christlich-religiöse Auffassung der Entwürfe für das Berliner Camposanto klingt nur in einem einzigen Bilde leise nach. Die bisherigen Bearbeiter dieses Stoffes waren Dramatiker und Satiriker, wie Holbein und Kethel, oder Kirchenpoeten, wie Cornelius; Klinger bleibt auch hier völlig ein Kind der modernen Romantik. — Dennoch fehlen Analogieen mit jenen früheren Todesbildern nicht gänzlich, und es verlohnt sich, bei ihnen kurz vergleichend zu verweilen. Zwei Blätter gemahnen durch ihr Motiv wenigstens mittelbar an Holbeins Totentanz: „Der Landmann“ und „Das Kind.“ Ausnahmsweise greift in diesen beiden Szenen auch bei Klinger der Tod persönlich handelnd ein, freilich in anderem Sinne als bei Holbein. Dort tritt er dem Landmann, der im Schweiß seines Angesichts sein Feld bestellt, unerkannt, scheinbar als wackerer Gehilfe zur Seite. Klinger zeigt uns ein Pfluggepann auf weitem, schweigendem Feld. Die derben Säule harren auf den anspornenden Ruf vergeblich, denn der Führer des Pfluges ist vornüber auf den Boden gestürzt, und von unten her, aus dem Rahmen des eigentlichen Bildes heraus, umkrallt ihn eine Knochenhand, um ihn zum modernen Gebein herabzuziehen. — Das zweite verwandte Blatt des Holbeinschen Totentanzes, auf welchem der Knochenmann das Kind vom Säppchen fortführt, das ihm die Mutter bereitet, gehört zu den berühmtesten der ganzen Folge. Hier blieb Klinger der Auffassungsweise seines großen Vorgängers näher. Die junge Mutter ist auf einer Bank im sonnigen Park eingeschlummert; der Kinderwagen neben ihr ist leer, die Bettchen hängen zum Boden herab, und auf dem Pfad, der vor der Bank entlang führt, erblickt man in der Ferne eine enteilende Gestalt, die ein weißes Gewand hinter sich nachschleift. — Jene Pflugscene steht schon in ihrem Gedanken hinter der Holbeinschen Darstellung wesentlich zurück und leidet zudem unter dem unentwirrbaren Chaos von Gebein und modernen Tierleichen, durch welches der Künstler den

geistigen Mittelpunkt des Bildes undeutlich zu machen beliebt; der unheimliche, packende Eindruck dieses zweiten Blattes aber erhellt bereits aus der rein sachlichen Beschreibung, und wird im Original durch die Beleuchtung der Landschaft sowie durch die phantastischen Gestalten der Umrahmung noch gesteigert. — Im übrigen finden sich Anklänge an die Tradition nur selten. Am klarsten sind dieselben im Schmalbild des zweiten Blattes, wo eine Todes- oder Höllenscenerie die Hauptdarstellung gleich einer Predella begleitet. Zur Rechten sitzt eine Riesengestalt mit Teufelsgesicht, die Arme weit zum Empfang geöffnet; eine Verkörperung des Todeschlundes, dessen Flammenmeer sich zwischen seinen Füßen öffnet. Gruppen Verstorbener werden ihm zugetrieben, von links her nähern sich vier neue Ankömmlinge, hinter denen der Senfemann als Geleiter schreitet, gleich unerbittlich gegen ihr Händeringen und Jammern, wie gegen das Gebet der Krüppel und Bettler, die am Eingang der Todespforte vergebens um Erlösung ihres irdischen Glends flehen. Besonders dieser letzte Zug ist aus den früheren Todesdarstellungen wohl bekannt und kehrt zudem in der Klinger'schen Folge noch an einer zweiten Stelle wieder, wo er zum Motiv der ganzen Darstellung wird. „Der Tod als Heiland,“ ist dies Blatt bezeichnet, und es trägt den Spruch: „Wir fliehen die Form des Todes, nicht den Tod, dem unsrer höchsten Wünsche Ziel ist: Tod.“ — Dieses Bild am Schluß der ersten Serie löst den dumpfen Grundton der übrigen in eine wehmütige Harmonie auf. Der Knochenmann hat sein graufes Äußere in ein weißes Gewand gehüllt, mit dem Palmzweig erscheint er in der wüstenähnlichen Umgebung als ein Lichtbote, in der Gestalt des Erlösers. Doch auch so flieht ihn die Mehrzahl der Sterblichen: Vor dem langsam Nahenden jagt eine Schar in rasender Eile über die Ebene; kaum findet die entsetzte Mutter Zeit, ihr Kind an sich zu reißen. Unmittelbar zu seinen Füßen aber lauert eine einzelne Gestalt. Sie hat sich vor ihm niedergeworfen, um seinen Schritt zu hemmen, jedoch nicht, um seinen Willen abzuwenden, sondern mit jenem stillen Gebet aller Mitleidigen und Beladenen in der Stunde der Verzweiflung, welche nicht minder alt ist, als die Furcht vor dem Tode, und selbst aus der lichten hellenischen Welt in den Worten Philottets zu uns herübertönt:

„Erlöser Tod, verschmäh mich nicht! Geh nicht vorbei!  
 Arzt aller Übel, alles Unerträgliches,  
 Bist Du allein!“

In der Predella ruht lang hingestreckt ein Leichnam mit abgewandtem Gesicht, und im Rahmen treiben Spukgestalten mit Toten und Lebenden ihr wüstes Spiel, aber jener verführende Gehalt des Hauptbildes entscheidet über den Gesamteindruck. —

Die Predigt von der befreienden Macht des Todes, welche dieses Blatt in poetischer Sprache enthält, ist in einem anderen in einen Notsschrei aus den Tiefen des Menschendaseins gefaßt. Es schildert die gleiche Lebenssphäre, in welcher das grauenvolle Drama „Eine Mutter“ spielt. In kahler Dachkammer ruht auf dem Krankenstuhl die Leiche des „armen Mannes.“ Sein Weib, ein Bild des Glends, blickt — das abgemagerte Kind auf den Armen — durch die geöffnete Dachluke schweigend ins Weite. An der Schwelle der Armut erscheint der Knochenmann unverhüllt; so steht er hier im Rahmen des Bildes, der Leiche gegenüber, dicht neben der Frau, und dennoch empfängt seine furchtbare Gestalt auch hier einen mildernden Schimmer. Nur entstammt derselbe hier der elenden Wirklichkeit des Lebens selbst: die nackte Wahrheit erennt ihn zum Erlöser. Dem Mann auf dem Sessel hat der Wink des Todes die Freiheit gebracht. Ein feiner Strahlenkranz scheint sein Haupt zu umgeben und auch die gebrochene Frauengestalt schon leise zu umziehen. Wenn ihr in Dampfsheit besangener Sinn jetzt überhaupt einen Gedanken faßt, so ist es keine Totenklage, sondern — der Selbstmord. Auch vor ihrem thränenlosen Auge trägt der Todesgott in diesem Augenblick die Züge eines Friedensengels, der mit den Worten Jean

Pauls zu den Menschen spricht: „Ich bin bei Eurem großen Kummer; wenn er zu groß wird, wenn Ihr Euch auf dem harten Leben wund gelegen, so nehme ich die Seele mit ihren Wunden an mein Herz und lege sie schlummernd auf die weiche Wolke des Todes nieder.“

Hiermit aber ist die Reihe derjenigen Darstellungen, welche eine unmittelbare Beziehung zum Tod im Sinne der früheren Todesbilder besitzen, vorerst abgeschlossen. Die übrigen Blätter des Cylinders stehen zu seinem Namen nur in losem, zur Holbein-Tradition vollends in keinem Zusammenhang.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Obscöne vor Gericht.

Von  
 F. A.

Vor kurzem hat ein Leipziger Gerichtshof darüber zu entscheiden gehabt, ob ein Verleger und drei seiner Autoren sich gegen die Sittlichkeitsparagraphen des Strafgesetzes vergangen hätten. Der Verleger wurde freigesprochen, weil er das Manuskript nicht gesehen hatte; einer der Schriftsteller ging ebenfalls frei aus, weil er inzwischen gestorben war. Die beiden anderen Autoren, ein Süddeutscher und ein Berliner, bekamen bedeutende Geldstrafen zuerkannt.

Seit dem Gerichtstage warten die Beurteilten wahrscheinlich darauf, daß ein Sturm der Entrüstung sich zu ihren Gunsten erhebe und daß man sie als Märtyrer der dichterischen Freiheit auf ein Piedestal stelle. Litterarische Erinnerungen an die Zeiten vom Sturm und Drang, an Lucinde und an das junge Deutschland Gutzkows und seiner Genossen sollten wohl wach gerufen werden. Naturgemäß wurden immer diejenigen von den konservativen Mächten bekämpft, denen die Zukunft gehörte; es liegt in der Natur der Sache, wie Paul Schlenker es in diesem Blatt überzeugend ausgeführt hat, daß die Vertreter der gebildeten Gesellschaft, also auch die Richter, zu den Vertretern der sterbenden Poesie gehören, daß die werdende Poesie darum in jedem Streite mit Recht und Gesetz unterliegen muß. Und es liegt in der Schwäche des menschlichen Verstandes, daß deshalb viele junge Schriftsteller schon die Herren der Zukunft zu sein glauben, wenn es ihnen gelungen ist, den Staatsanwalt zur Erhebung einer Anklage herauszufordern. Das ist aber ein Irrtum. Der Staatsanwalt allein kann ein Buch nicht unsferblich machen.

An dem Leipziger Prozeß ist eben das so interessant, daß keine Märtyrer geschaffen worden sind, trotzdem alle Bedingungen dazu vorhanden schienen: arme deutsche Schriftsteller und eine Verurteilung. Was fehlte noch? Nur eine Kleinigkeit nach meiner Meinung: die innere Notwendigkeit des Vergehens.

Wo die innere Notwendigkeit einer Obscönität vorhanden ist, da würde der Staatsanwalt als Vertreter des Gesetzes eine undankbare Rolle spielen und es wäre wohl auch geschmackvoll genug, ein Auge zuzubrüden. Man denke sich Aristophanes, Shakespeare, Machiavelli, Boccaccio, Voltaire oder Goethe wegen der von ihnen verbrochenen groben Unanständigkeiten vor Gericht und ihnen gegenüber einen nüchternen Staatsanwalt mit dem Paragraphen des Gesetzes! Er hätte vor der Nachwelt immer unrecht, weil dieser Richter nach seinem besseren Wissen und Gewissen auf Seite des Genies, auf Seite der Wahrheit stehen müßte. Käme es aber in solchen Fällen zu einer Verurteilung, so würde auch der Sturm der Entrüstung und die Märtyrerkrone nicht ausbleiben. In Leipzig aber war in unserem Falle die Wahrheit auf Seite der Richter.

Die innere Notwendigkeit, eine Spannung durch ein obscönes Wort zu lösen, wäre in der echten Poesie nicht mitunter da, wenn sie nicht auch im Leben vorkäme; und im

Leben ist sie viel häufiger, als die herrschende Prüderie es gelten lassen will. Von den niedersten bis zu den höchsten Kreisen geht der Zug, sich im richtigen Augenblicke durch ein solches urkräftiges Wort wie befreit zu fühlen. Die wohl-erzogensten Könige haben in alter und neuer Zeit verzweifelte Lagen durch so etwas zu überwinden gesucht. Und dieser Segen einer wohlangebrachten Obscönität ist an keine Nationalität gebunden. Am Abend der Schlacht von Vigny, als die Franzosen dicht hinter den geschlagenen Preußen her waren, hat unser Blücher so ein Prachtwort gesprochen, und unmittelbar darauf, am Abend der Schlacht von Waterloo, hat der Kommandant der kaiserlichen Garde, Cambronne, als er wiederum geschlagen war, ähnlich geantwortet. Aus dem einseitigen mot de Cambronne hat Frau Prüderie den Vers gemacht: Die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht —. Das Wort Blüchers hat sie stehen lassen müssen.

Die innere Notwendigkeit einer starken Obscönität kann sowohl in der ernsthaften wie in der scherzhaften Anwendung gegeben werden. In beiden Fällen handelt es sich um eine Kontrastwirkung, in diesem Sinne ist jede Obscönität ein Wis. Wenn Juvenal oder Swift, und wenn — um sichtlich etwas tiefer zu steigen — Heine oder Zola ihren Kampf gegen die Verlogenheit der Zeit mit Hilfe der nichtsnutzigen Phantasieen führen, so treibt sie ein innerer Zwang zum groben Bekenntnis der Wahrheit, und dabei kommt es gar nicht darauf an, ob sie selbst als Menschen völlig vorwurfsfrei sind oder nicht. Sie müssen zuschlagen. Und wie erst die Kibelais und Voltaire, deren Gehirn überhäuft von Wis, und die einen geistigen Selbstmord vollführen müßten, wollten sie ihrem Volke die stärksten und besten Einfälle vorenthalten. Sie haben Meisterwerke der Obscönität geschrieben, welche in der Weltliteratur nicht fehlen dürfen.

Und wie es für solche Schöpfungen eine psychologische Notwendigkeit geben kann, so ist auch eine objektive ästhetische Notwendigkeit vorhanden, wo ein großer Dichter eine seiner Gestalten durch Obscönität charakterisiert hat. Goethes Mephistopheles ist obscön durch und durch; er ist obscöner, als je ein Darsteller ihn zu spielen wagte; und dennoch ist er noch niemals von einem Staatsanwalt verfolgt worden.

Wie es nun aber in jeder geistreichen Männergesellschaft Momente giebt, in denen der eine oder der andere sich berufen fühlt, die zur Behandlung stehende Frage kurz und gut mit einem starken Worte zu lösen, so giebt es auch Menschen, immer und überall schlechte Gesellschafter, welche auf so ein Zeichen nur warten, um schnell irgend eine gar nicht zur Sache gehörige unanständige Anekdote vorzutragen und eine ganze Reihe daran zu knüpfen, wenn es ihnen gestattet wird. Sie glauben sich damit beliebt zu machen, und es gelingt ihnen wohl auch mitunter. Wo die reichen Köpfe ein Feuerwerk abbrennen, da begnügen sie sich und ihre Verehrer mit ein bißchen Pulvergestank und nennen das ebenfalls ein Feuerwerk.

Hier liegt der Gegensatz zwischen der charakteristischen und darum berechtigten Obscönität einerseits und der ungehörigen und darum widerwärtigen andererseits. Bei Shakespeare und Goethe ist die Note fast überall, wo sie vorkommt, nur einer der vielen Beweise von Reichtum, wie — Verzeihung für das Gleichnis — ein Düngerhaufe zu einem schönen großen Gute gehört. Bei den jüngst verurteilten Schriftstellern finden sich in mancher anspruchslosen Beschreibung Talentproben; aber jedesmal, wo die bekannte Glocke geläutet wird, meldet sich Armut, die sich gern genial gebärden möchte. Eine Obscönität aber, die nicht aus einer Überfülle von Lebenskraft entspringt, ist wohl unter allen traurigen litterarischen Erscheinungen die traurigste.

Die ganze Angelegenheit wird dadurch wichtig und höchst aktuell, daß der deutsche Naturalismus, welcher in den letzten Jahren den Realismus in der Kunst mit wachsendem Erfolge predigt, sich nicht gänzlich von dem wohlfeil und widerwärtig

Obscönen frei zu halten gewußt hat. Ich denke dabei nicht etwa an Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang.“ Hier scheinen mir auch die angreifbarsten Stellen ebenso sehr von innerer Notwendigkeit eingegeben, wie in Tolstois „Macht der Finsternis.“ Aber vielfach wird sonst Kraft und Wahrheit, weil sie oft mit Obscönität gepaart waren, mit dieser selbst verwechselt, und der Schaden ist gar nicht abzusehen, der gerade der neuen Richtung selbst durch einen solchen Irrtum zugefügt werden kann. Wir wissen, daß zu den Eigenschaften eines Löwen auch sein scharfer Raubtiergeruch gehört; aber wir werden nicht gleich an Löwen gemahnt, wenn es irgendwo scharf nach Me-nagerie duftet.

## Kleine Kritik.

**Studenten-Aufführung in Berlin.** Der deutsche Geist der Treue und der Begeisterungsfähigkeit geht noch nicht verloren, das hat sich kürzlich auch bei der Darstellung von Albert Lindners „Brutus und Collatinus“ seitens Studierender der Berliner Universität gezeigt. Der Treue und Ehrlichkeit: denn sie konnten sich so gar nicht verstellen, sie waren so sehr schlechte Schauspieler; der Begeisterungsfähigkeit: sie waren wirklich begeistert, aber da sie gute reichstreue Deutsche sind, natürlich nicht als Römer für die Republik, sondern als Deklamatoren für Lindners schöne Sprache und als Interpretatoren für die edlen Gesinnungen, welche die Leute, die sie vorstellten sollten, an den Tag legten. Ihr Vortrag wies ordentlich mit Fingern auf die sogenannten schönen Stellen. Da dazu noch vielfach dilettantische Bewegungen und — in der zweiten Vorstellung wenigstens — einige sonstige Ungeheuerlichkeiten kamen, so war es, um der Wahrheit die Ehre zu geben, ein recht unbefriedigender Abend. Freilich nur für wenige, die andern waren weggeblieben. Da indessen glaubhaft versichert wird, im vorigen Jahre sei in einer solchen Studenten-Aufführung Körners „Trin“ gegeben worden, sollte man eigentlich diesmal zufrieden sein. Denn unzulängliche Kräfte und ein unzulängliches Stück, das ist zu viel. Und ganz umbringen konnte auch diese mangelhafte Wiedergabe Lindners Römertragödie nicht. Die ersten drei Akte freilich waren gänzlich wirkungslos. Aber nicht ohne des Dichters Mißguld. Wo es eigentlich moderne Umgestaltung des gegebenen Stoffes gegolten hätte, bei der Charakterisierung des Tarquinius Superbus und seiner Ehehälfte, bei der Entehrung der Lucretia, und was ihr vorherging und folgte, da reichte Lindners Gestaltungs-kraft und moderne Empfindung bei weitem nicht: König und Königin sind hohlrednerische Schemen, und um den Kernpunkt der Lucretia-Geschichte hat er sich mehr feig als dramatisch denkend gedrückt. Ebenso ist Junius Brutus in diesen Partien ein armseliger Wicht. In alledem wird Lindner um mehrere Kilometer überholt von Friedrich Kummer in seiner Tragödie „Tarquin“, die den Berlinern nächsten Winter von der „Deutschen Bühne“ vorgeführt werden soll. Da Schreiber dieses zufällig der ersten Aufführung des Werkes im Karlsruher Hoftheater anwohnte, so kann er heute schon darüber reden. Kummer hat mit richtigem Blick die alte römische Welt mit einem guten Teil Romantik verjezt. Darum interessiert uns seine Königin mit den merkwürdigen Augen mehr, als die bloß deklamierende Tullia Lindners, und auch seine Lucretia und sein Brutus haben — es klingt wunderbar, ist aber so — durch diesen romantischen Zug mehr modernes Leben gewonnen. Vor allem aber schreckt Kummer nicht zurück vor dem, was Lindner zu heikel war: er bietet eine dramatisch höchst bewegte Scene zwischen Sextus Tarquin und der Lucretia, und läßt diese, nicht wie es Albert Lindner so ganz unwirksam vorgiebt, bloß physisch vergewaltigen. Schade, daß zu Beginn des Kummer'schen Stückes viel zu viel gemordet wird; wir vertragen aber blutige Expositionen kaum bei Shakespeare. Dagegen ist bei Lindners viertem und fünftem Akt der eigentlich römische Geist, der ihm freilich gerade so überliefert war, gut gelungen und entschieden wirksam. Hier, besonders in der großen Scene im Senat, wo großes Pathos erlaubt war, waren auch die Leistungen der Darsteller befriedigender. — 1.